

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 21

Sonntag, den 23. Mai

1915

Pfingsten.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichen Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwähet der gaulende Star.
Nun heben sich Binsen und Reime!
Und kleiden die Blätter die Bäume,
Weit fort ist des Winters Gestalt.
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Tristen, den Ager, den Wald.

R. S. G. Sölto.



Die junge Frau ging lässigen Schrittes durch den Garten, der sich sonnig und erfüllt von berauschenden Blütendüften bis zum Rhein herunterzog. Sie trug lange üppige Fliederzweige in der Hand und winkte einem blassen jungen Mädchen, das matt in einem Liegestuhl lag und aus sehnsuchtsfernen Augen zu ihr hinüber schaute.

„Wer doch so glücklich sein darf, wie Sie, Frau Röder...“ Die junge Frau blieb stehen.

„Halten Sie mich eigentlich für glücklich, Fräulein Marta?“

„Ach ja. Warum sollten Sie es nicht sein?“ fragte die Kranke in wenig lebhafter. „Sie sind gesund, haben Pflichten, die Sie aus den Alltag hinaus bringen, wohnen in dieser köstlichen Gegend und niemand wagt es, Ihren Frieden zu stören. Sie haben nicht einmal einen Verwandten im Felde, der Ihnen nahe steht.“

Frau Claire legte die Fliederzweige in den Schoß des jungen Mädchens.

„Sie kennen nicht die Sehnsucht nach Glück, Frau Röder, weil Sie glücklich sind.“ Ein Seufzer verflang.

„Die Sehnsucht ist überall, lebt in jedem Menschen —“ sagte sie leise, während ihre Augen versunken über den Rhein blickten. Der Wind bewegte die

Zweige und schaute rieselte ein leiser Blütenregen über beide Frauen. Die Pensionsinhaberin war errötet. Die dummen Gedanken waren wieder einmal abgeschweift in weite unbestimmte Fernen.

„Ich glaube, das Mädchen denkt bereits den Tisch, und ich stehe hier untätig, als ob nicht hundert Pflichten meiner harften...“

„Sehen Sie, darum beneide ich Sie, Sie wissen, daß man Sie braucht. Dagegen ich —! Ich habe keine andere Aufgabe, als mein langsames Sterben möglichst hinauszuschieben...“

Ein Hustenanfall bestätigte die Worte der Leidenden. Frau Claire strich liebevoll über das schmale weiße Gesicht, dessen Farbe den Fliederblüten glich.

„Es wird schon alles gut werden. Ich pflege Sie gesund...“

Vertrauend blickte die Kranke auf.

„Sie wissen immer etwas Tröstliches zu sagen, Frau Röder. Das dankt Ihnen jeder. Es geht ja viel Lebensstarkes von Ihnen aus.“

Ein Lächeln glitt sekundenlang über der jungen Frau Gesicht. Dann nickte sie freundlich und schnell eilte sie über die gutgepflegten Wege zur Villa zurück.

Auf der Terrasse saßen einige Offiziere, die sich von den Strapazen des Krieges durch einen kurzen Aufenthalt in Honnef erholen wollten. Der Gang rief die Pensionsgäste zur Abendtisch.

Es herrschte ein munterer Ton in der Runde. Die Herrschaften hatten sich alle gut aneinander gewöhnt, und die Hausfrau wußte immer eine anziehende Behaglichkeit um sich zu verbreiten.

Das Mädchen erschien.

„Gnädige Frau, heute ist ein Herr gekommen — Er läßt fragen, ob er für die Pfingsttage hier wohnen kann...“

Frau Röder überlegte. Sie wies nicht gerne jemanden ab, aber das Haus war bereits besetzt.

„Warten Sie mal — es ginge zur Not, wenn Sie dem Herrn mein Zimmer herrichteten. Ich behelfe mich dann halt mal. Einen weiteren Gast müssen Sie aber unbedingt ablehnen.“

„Jawohl, gnädige Frau.“

Frau Röder widmete sich wieder ihren Gästen. Man plauderte angeregt. Die Kriegsteilnehmer erzählten interessante Erlebnisse, und schon sank die warme Mainacht mählich auf die Erde nieder. Die Düfte wurden stärker und der Vögel Lieder verstummten. Von irgendwoher trug der Wind die reinen, hellen Töne eines Waldhorns:

„Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen, Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.“



Der Kaiser und Prinz Heinrich von Preußen im Felde.

Frau Claire schwieg und senkte die Augen vor seinen Blicken. Dann rief das Mädchen sie und mit einer kurzen Entschuldigung ging sie ins Haus.

Beim Diner saßen sie zu weit von einander entfernt, als daß eine direkte Unterhaltung möglich gewesen wäre. Auch verhinderte der reiche Blumenschmuck der Tafel den freien Ausblick. Nur selten sah er für Sekunden ihr feines Profil, das ihm die ganzen Jahre nicht aus dem Gedächtnis entschwunden war.

Wie stark hatte er damals diese Frau geliebt, mit der ganzen flammenden Begeisterung seines jungen Studentenherzens. — Damals? War nicht jetzt jene Liebe wieder neu in ihm erblüht — nicht um unendlich vieles reicher — bewußter, opferungsfähiger —?

Vor Jahren hatte das Schicksal sie auseinander geführt — weil sie mittellos waren. Sie hatte irgendwo im Ausland Stellung angenommen, dann waren noch einige Briefe gekommen — und allmählich hatten sie sich aus den Augen verloren.

Doktor Strade sehnte das Ende des Mahles herbei, weil er hoffte, — es würde sich alsdann Gelegenheit zu einer Aussprache finden.

Frau Claire hatte sich in den Salon begeben. Ihre erregten Nerven brauchten Ruhe. Nun hörte sie eine Stimme, die ihr plötzlich wieder das Blut ins Gesicht trieb. Er würde kommen — er mußte kommen. Das Mädchen gab ihm anscheinend Auskunft, als er nach der Dame des Hauses fragte.

In der nächsten Minute stand er an der offenen Verandatür. Seine Augen, an das helle Licht gewöhnt, suchten sie ein Dämmern,

Am nächsten Tag, kurz vor dem Diner, sah Frau Claire den Fremden zum ersten Mal. Er stand auf der Terrasse und die üppigen Klematisranken berührten fast seine Schultern. Mit nachdenklichen Augen schaute er in die Frühlingswunder ringsum, und erst als sie dicht hinter ihm stand, löste er sich von seinen Träumen und wandte sich nach ihr um.

„Claire — du —?“

Er war völlig fassungslos.

„Wie ist es möglich —? Oder — lebe ich in einer Halluzination —?“

Frau Röder hielt sich an einem Stuhl.

„Es ist Wirklichkeit, Herr Doktor —!“

„Sie reichten sich jetzt zögernd die Hände. Jeder schien mit seinen Gedanken beschäftigt.“

„Welch' ein seltsamer Zufall.“

„Warum sind Sie nicht draußen im Krieg?“ kam es rau, beinahe vorwurfsvoll von ihren Lippen.

Da bligte es in ihm auf.

„Ich war draußen! Zuerst in Belgien — habe lange in einem Feldlazarett gearbeitet. Dann kam ich nach dem Osten. Habe Karpathenkämpfe miterlebt und ihre schrecklichen Opfer gesehen.“

„Und warum sind Sie hier —?“

„Ich arbeite augenblicklich eine äußerst wichtige Sache aus. Aus diesem Grunde bin ich für kurze Zeit beurlaubt. Das Resultat meiner Forschung die sich auf Typhuserkrankungen im Heere bezieht, ist von so außerordentlicher Bedeutung, daß ich nicht eher ruhte, als bis ich wenigstens etwas klar sehen kann. Die Pfingsttage sollten mir ausschließlich Ausspannung sein —“

„Aber wie kommen Sie grade hierher —?“ fragte Frau Claire, die seinen Worten klopfenden Herzens gelauscht hatte.

„Ich weiß es selber nicht. Ich ging durch den Ort — suchte mir ein Heim, das mir durch den äußeren Anblick schon Ruhe und Erholung gewährleisten könnte und fand das Ihre, das mich ganz besonders anzog. Ich war ordentlich erlöst, als ich draußen das Wort: „Pension“ las.“

Ihr Herz klopfte laut. Er nahm den Stuhl, auf den sie wies und setzte sich ihr gegenüber. Eine atemberaubende Pause entstand. „Ich kann es noch kaum fassen, daß mich der Zufall ausgerechnet hierhin zu Ihnen führte.“ Sie beherrschte sich mühsam. „Warum nicht? Der Zufall spielt oft eine große Rolle im menschlichen Leben.“ „Wie lange ist's her — seit — seit damals.“ „Ich glaube, zehn Jahre vergingen unterdes.“ „Ja. Zehn Jahre —“ erwiderte er gedankenversunken. „Man hatte damals Träume, die das Leben längst verwischte — nicht wahr? Oftmals muß man unwillkürlich lächeln, wenn man der süßen Torheiten, die die Jugend vergolden, gedenkt.“ „Wie sie so gleichgültig spricht,“ dachte er, als ob ihr das damalige Erlebnis nichts anderes gewesen wäre, als eine alltägliche Liebeslei. Nichts weiter. Und doch war es etwas anderes gewesen. Auch in ihr. Er wußte es. Und es hatte die Probe aufs Exempel bestanden und hatte dem Leben getrotzt. Er hatte die unerklärliche Kraft gehabt, fortzubestehen und Sehnsucht zu erwecken bis zum heutigen Tag. Es hatte trotz aller Arbeit, der er sich ernst hingeeben, sein tiefstes Denken erfüllt und all seine Taten bestimmt. Und wenn in ihm die alte Sehnsucht zeitweise zur lodernen Flamme emporgeschlagen war — wie konnte sie denn vergessen sein? Sie hatte ihre Verlegenheit überwunden und erzählte freimütig von ihrem Leben. Eine kurze Ehe, die durch den unerwarteten Tod ihres Gatten ein schnelles Ende gefunden, hatte sie für einige Jahre in andere Bahnen geleitet. Nach dem Tod ihres Mannes war sie einem unbestimmten Empfinden folgend an den Rhein gezogen, und bis zum Krieg hatte sie ziemlich ruhig und sorglos gelebt. Dann war es ihr eine Zeitlang schwer geworden, sich durchzukämpfen — aber nun, seitdem hin und wieder erholungsbedürftige Militärpersonen in der Villa lebten und auch private Kranke sich wieder eingefunden hatten, war sie den größten Sorgen überhoben. Er hatte ihrer weichen Stimme zugehört, ohne sie zu unterbrechen. Nun hielt sie erschrocken inne. Wie kam sie dazu, zu ihm von ihren Sorgen und Nöten zu reden? Was mußte er von ihr denken? Um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, nahm sie das Gespräch wieder auf. „Und nun berichten Sie mir von Ihrem Leben. Wie ist es Ihnen unterdes ergangen?“ Er holte tief Atem. „Miserabel manchmal. Es war unendlich schwer, festen Fuß zu fassen. Ich war allzusehr auf die pekuniäre Seite meiner Arbeit angewiesen. Meine Mutter bedurfte der Unterstützung und alte Schulden... Na, wie es eben so geht... Ich war mal in Berlin — dann an der Universitätsklinik in Straßburg — mal in München für kurze Zeit, und nun, nachdem ich monatelang auf den Kriegsschauplätzen war, bin ich in Bonn... In Ihrer Nähe... Wenn ich geahnt hätte, daß ich Sie hier finden mußte. Ich weiß nicht, mich trieb's aus dem Laboratorium geradezu zu dieser Exkursion.“

Er beobachtete sie — aber durch nichts verriet sie ihre Empfindungen. Sie blieb kühl, beherrscht. „Wann müssen Sie zur Front zurück, Herr Doktor...?“ „Ich denke, daß meine Arbeit bald beendet ist...“ Schweigen. Es lag etwas zwischen ihnen, das sie nicht einander finden ließ. Ihre Blicke schweiften blicklos ab... Von draußen kamen die vollen Töne der Glocken herein — und fröhliche Stimmen schollen von der Straße herauf. Doktor Strade ertrug das Schweigen nicht länger. Ihn trieb es dazu, in den herrlichen Maienitag hinaus zu wandern und Sonne und Duft zu genießen. „Wollen wir nicht einen Spaziergang machen, Frau Claire...?“ Sie lehnte ab. Es schien ihr unmöglich, an seiner Seite über die blühenden Wege zu wandern. Ihr Herz würde zer-



Telephondienst auf dem Kriegsschauplatz. Eine telephonische Station im Unterstand.

„Und nun berichten Sie mir von Ihrem Leben. Wie ist es Ihnen unterdes ergangen?“ Er holte tief Atem. „Miserabel manchmal. Es war unendlich schwer, festen Fuß zu fassen. Ich war allzusehr auf die pekuniäre Seite meiner Arbeit angewiesen. Meine Mutter bedurfte der Unterstützung und alte Schulden... Na, wie es eben so geht... Ich war mal in Berlin — dann an der Universitätsklinik in Straßburg — mal in München für kurze Zeit, und nun, nachdem ich monatelang auf den Kriegsschauplätzen war, bin ich in Bonn... In Ihrer Nähe... Wenn ich geahnt hätte, daß ich Sie hier finden mußte. Ich weiß nicht, mich trieb's aus dem Laboratorium geradezu zu dieser Exkursion.“

„Und nun berichten Sie mir von Ihrem Leben. Wie ist es Ihnen unterdes ergangen?“

Er holte tief Atem.

„Miserabel manchmal. Es war unendlich schwer, festen Fuß zu fassen. Ich war allzusehr auf die pekuniäre Seite meiner Arbeit angewiesen. Meine Mutter bedurfte der Unterstützung und alte Schulden... Na, wie es eben so geht... Ich war mal in Berlin — dann an der Universitätsklinik in Straßburg — mal in München für kurze Zeit, und nun, nachdem ich monatelang auf den Kriegsschauplätzen war, bin ich in Bonn... In Ihrer Nähe... Wenn ich geahnt hätte, daß ich Sie hier finden mußte. Ich weiß nicht, mich trieb's aus dem Laboratorium geradezu zu dieser Exkursion.“

Er beobachtete sie — aber durch nichts verriet sie ihre Empfindungen. Sie blieb kühl, beherrscht.

„Wann müssen Sie zur Front zurück, Herr Doktor...?“

„Ich denke, daß meine Arbeit bald beendet ist...“

Schweigen. Es lag etwas zwischen ihnen, das sie nicht einander finden ließ. Ihre Blicke schweiften blicklos ab... Von draußen kamen die vollen Töne der Glocken herein — und fröhliche Stimmen schollen von der Straße herauf.

Doktor Strade ertrug das Schweigen nicht länger. Ihn trieb es dazu, in den herrlichen Maienitag hinaus zu wandern und Sonne und Duft zu genießen.

„Wollen wir nicht einen Spaziergang machen, Frau Claire...?“ Sie lehnte ab. Es schien ihr unmöglich, an seiner Seite über die blühenden Wege zu wandern. Ihr Herz würde zer-

Die Pensionsgäste hatten sich, wie immer, frühzeitig zur Ruhe begeben. Im Garten waren die Windlichter herabgebrannt. Aus den Büschen kamen die sehnächtigen Gesänge einer Nachtigall. Claire Röder trug ihr unruhvolles Herz dem Zauber der Malmacht entgegen — lauschte den Sehnsuchtsliedern, und ein tiefes Schluchzen kam aus ihrer Brust. Plötzlich schreckte sie ein Schritt im Sties. Sie wandte sich jäh um. Im nächsten Augenblick stand er vor ihr und nahm ihre Hand. „Ich will Abschied nehmen.“ Sie fuhr zurück. „Abschied — —?“ „Ein Telegramm ruft mich zurück. Nun war ich Ihnen so nahe und habe mit Ihnen doch kaum eine halbe Stunde gesprochen.“

„Ich will Abschied nehmen.“

Sie fuhr zurück.

„Abschied — —?“

„Ein Telegramm ruft mich zurück. Nun war ich Ihnen so nahe und habe mit Ihnen doch kaum eine halbe Stunde gesprochen.“

„Und deshalb kamen Sie jetzt...?“

„Ich sah Ihr weißes Kleid durch das Dunkel des Gartens schimmern... Verstehen Sie, daß ich kommen mußte...?“

Sie sah zu ihm auf. In seinen Augen las sie seine neuerwachte grenzenlose Liebe. Da loderte es heiß in ihr empor — und das Waldhorn tönte traumschön durch die Nacht und vermischte sich mit den Liedern der Nachtigall. Die lange zurückgehaltene Sehnsucht ergriff ihr Herz. Sie fühlte das Beben seiner Hände... „Claire — ich liebe dich... Ich muß es dir sagen, bevor ich gehe... Ich liebe dich tausendmal mehr als früher. Ohne dich mag ich nicht mehr sein.“

„Claire Röder schloß beseligt die Augen. Die Lichter flackerten im Winde und von den Goldlackbeeten wehten betäubende Düste herüber.“

„Sage mir ein Wort — hast du mich lieb —? Willst du mein Weib werden...?“

Sie nickte. Da schloß er sie, wie einst, in seine Arme und küßte sie.

„Du — du — Einzige —!“

Der Nachtigall Sehnsuchtslieder verflangen und leise rieselte der Blütenschnee auf ein seliges Paar...

Spruch.

Früh soll aufstehen,
Wer vom andern begehrt
Leben oder Land;
Naub gewinnt selten
Der ruhende Wolf,
Noch der Schläfer die
Schlacht.

E d b a.

Zwei junge Helden.

Der Kriegsruf hatte zusammengeführt
Zwei junge Helden! — Noch unberührt
Von Arg und List der falschen Welt
So hatten sie frei sich dem Kaiser gestellt!
Zwei junge Helden!

Das Kriegsglück war ihnen gewesen Freund:
Sie kämpften Schulter an Schulter vereint.
Sie teilten zusammen Sieg und Freud!
Sie trugen zusammen Not und Leid!
Zwei junge Helden!

„Zum Sturm!“ rief der Tagesbefehl! „Alarm!“
Schon sank, getroffen die Brust und der Arm,
Der eine dahin! — Schnell kam sein End! —
Da hatte das Kriegsgeschick getrennt
Zwei junge Helden!

Zum Sturmangriff ein zweites Mal!
Viel kleiner schon der Tapfern Zahl! —
Der andere still die Hände hebt!
Des Toten Geist herniederschwebt! —
Zwei junge Helden!

„Das Dorf ist unser!“ — „Nun ist's gut!“
Der andere spricht's — es rinnt sein Blut!
Sein Schutzgeist hatte es so gewollt!
Nun hatten den Kriegstribut gezollt
Zwei junge Helden!

T o n n S c h r e i b e r.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nur noch die riesigen Massen der Infanterie zogen jetzt ohne Ordnung über die Straßen hin; jeder rannte, und die meisten hatten schon jede überflüssige Last fortgeworfen, um nur selbst am schnellsten vorwärts zu kommen. Dichte Massen waren es, die blau und rot emporleuchteten.

Vom Fenster aus konnte Martha Rothenau alles übersehen. Nun aber tauchten andere Gruppen in der Ferne auf. Graue rasch bewegliche Reiterabteilungen.

Die Deutschen!

Wie Ungewitter kamen sie angejagt, alle in den neuen, feldgrauen Uniformen, wobei die Lanzen blühten.

Ulanen und bayerische schwere Reiter!

Auf den raschen Pferden suchten sie von den Flanken her die Rückzugslinien abzuschneiden, und Martha Rothenau sah, wie sich immer größere Truppen zusammenscharten, und wie sie zuletzt stehenblieben und die Hände hochstreckten.

Gefangen!

Endlich!

So hatte sie ihr Glaube nicht betrogen, daß der Tag der deutschen Siege doch kommen mußte.

Ein Geräusch von rückwärts ließ Martha Rothenau aufhorchen.

Sie blickte zurück und sah am Korridorfenster Helene de Mélandre stehen, die ihr dort geklopft hatte. Nun erst dachte Martha Rothenau wieder daran, daß sie sich selbst eingesperrt hatte aus Furcht vor der Rache des Paul Renardier.

Diese Furcht war nun vorbei! Jetzt mochte er sich selbst vor deutscher Rache hüten.

Ihr war der errungene deutsche Sieg die Rettung in eigener Not gewesen.

Sie lief zur Tür hin, schob den Riegel zurück und trat Helene de Mélandre entgegen; ehe dann noch ein Wort gesprochen wurde, sanken die beiden sich in die Arme. Martha Rothenau jubelte:

„Siege! Die Unferen kommen, und die Franzosen fliehen in wilder Hast.“

„Das Schloß haben die letzten schon verlassen; dabei haben sie die gesamte Bagage, Munitionswagen, Küche und Proviant vergessen.“

„So erwartet die wirklichen Sieger auch hier reiche Beute! Das ist Kriegsbeute —“

Ihre Gedanken mußten sich wieder daran erinnern, wie von den Franzosen jeder Privatbesitz als Kriegsbeute betrachtet worden war, und wie Paul Renardier in seinem Begehren noch weiter gegangen war.

„Hast du es gesehen?“ fragte Helene de Mélandre.

„Ja! Alles habe ich gesehen. Und ich habe das Gefühl, als müßte das mein frohester Tag sein. Wo aber ist dein Gatte?“

Mit der Frage war es, als huschte rasch ein Schatten über das vorher noch so freudige Gesicht.

„Er ist oben im Turm, um von oben alles zu überschauen, und um die Trifolore niederzuholen.“

„Die muß fallen, dann aber soll die schwarz-weiß-rote Fahne stolz im Winde flattern. Und er wird sie doch aufziehen!“

„Das wird er wohl tun!“

„Dann soll er die Sieger empfangen, die nun wohl die Grenzen für immer wahren werden. Denn deutsch muß er doch auch empfinden, dein Gatte, wenn auch sein Vater jenen alten, lange schon vergessenen und zerfallenen Traum von Frankreichs Größe weiterspinnen mag! Der Zwang hat deinen Gatten wohl gegen die Feinde entgegenkommen lassen, aber nun wird er mit dem Herzen die Deutschen begrüßen! Du mußt es doch wissen!“

„Ja? Darüber hat er auch zu mir nie gesprochen. Raoul schweigt und läßt nie erraten, womit seine Gedanken beschäftigt sind.“

„Warum?“

Mit raschen Worten erzählte Martha Rothenau ihr Erlebnis in der Kastanienallee.

Dabei war in der Ferne immer noch das Donnern der schweren Geschütze zu hören, das den Fliehenden nachfolgte und die aufgelösten Massen auf dem wirren Rückzuge begleitete.

„Das hat er gewagt?“

„Ja! Das ist derer würdig, die so viele hohle, inhaltslose Phrasen von französischer Kultur wissen. Rein! Unter diesen Leuten kann ich deinen Gatten nicht suchen.“

„Er hat das auch nie ausgesprochen.“

Ehe noch ein weiteres Wort fiel, erfolgte eine Unterbrechung, die am wenigsten erwartet worden war.

Auf dem Korridor war ein Lärmen von Stimmen, dann folgten hastende Schritte, Klirren von Sporen, Rufe.

Helene de Mélandre und Martha Rothenau eilten gegen das Treppenhause zu.

Dabei begegneten ihnen mehrere deutsche Ulanen in den feldgrauen Uniformen, jugendfrische Gesichter, aus denen die Kampfeslust zu erkennen war.

Ein höherer Offizier war bei ihnen, der mit diesen wenigen Leuten das alte Schloß besetzt hatte.

„Sind hier im Hause noch Franzosen versteckt?“ Raoul hatte der Offizier die Frage ausgesprochen, als er wie mit einem Male erschreckt innehielt und Helene de Mélandre anstarrte. Ein kurzer Augenblick war es, der aber Martha Rothenau nicht hatte entgehen können.

In der gleichen Sekunde war ein heißes Rot über die Wangen von Helene de Mélandre gehuscht.

Der Reiteroffizier, eine sehnige, kräftige Gestalt mit blondem Schnurbart und blauen Augen, hatte sich aber rasch wiedergefunden; er streckte Helene de Mélandre seine Hand entgegen:

„Ich irre mich nicht. Helene! So finde ich Sie wieder, so begegnen wir uns?“

„Herr von Hassen.“

„Manfred hieß ich einst.“

„Das ist lange her und —“

„Was geht hier vor?“

Raoul de Mélandre war hinzutreten; in seinen Augen glomm ein unstetes Flackern, das dem Reiteroffizier galt; er war mit so raschen und doch leisen Schritten herangekommen, daß er die letzten Worte gehört haben mußte.

„Herr von Hassen!“ Helene de Mélandre hatte mit schnellem Erfassen den Augenblick ausgenutzt. „Vielleicht erinnerst du dich noch des Namens aus der Zeit in Nachen? Mein Gatte, Raoul de Mélandre.“

Die beiden sahen sich an; die Blicke kreuzten sich, als schlugen sich die Klinge zweier Gegner.

Manfred von Hassen grüßte militärisch:

„Ich habe den Namen nicht vergessen.“

„Haben Sie hier eine Meldung zu machen?“ Diese Frage war die Antwort von Raoul de Mélandre.

„Ich habe hier auf dem Schlosse für den Stab Quartier zu belegen. Sind noch Feinde versteckt?“

„Nein! Alle sind geflohen!“

„Darf ich dann versuchen, mir die Räumlichkeiten zu zeigen, die eventuell dem Stabe zur Verfügung stehen können?“

„Ich werde Sie selbst führen.“

Der Offizier grüßte militärisch gegen Helene de Mélandre und Martha Rothenau, dann folgte er mit seinen Soldaten dem voranschreitenden Raoul de Mélandre.

Das Gespenst!

Nur daran dachte in diesem Augenblicke Martha Rothenau. Die wenigen gehörten Worte, die raschen, sich kreuzenden Blicke,

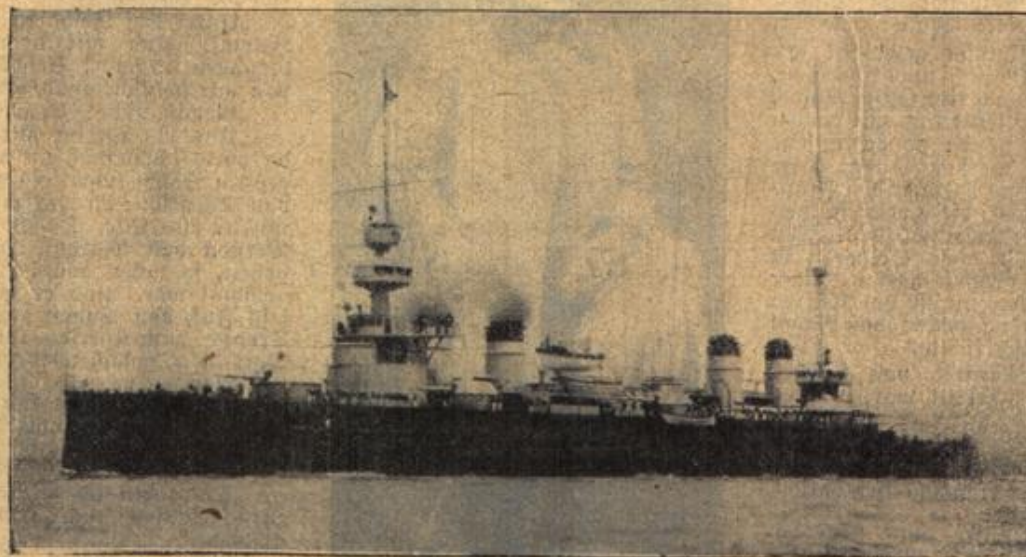


Barackenlager des Roten Kreuzes in Vigneulles.

Pazarettautomobile befördern von hier aus die Verwundeten nach der Heimat.

Die gesamte Kavallerie war in Reserve gestanden, um dem Feinde dann sofort nachzusehen.

Sie wußte, daß sie dabei immer die Unterstützung von Helene de Mélandre gewann.



Zur Torpedierung des französischen Kreuzers „Leon Gambetta“.
Das Schiff war eine wertvolle Gefechts Einheit der französischen Flotte. Sein Displacement betrug 12600 Tonnen.

Sie wußte, daß sie dabei immer die Unterstützung von Helene de Mélandre gewann.

Viele war in den Tagen still gewesen: man mußte die Freundin sie suchen, denn Helene de Melandre verließ sich auch immer in ihrem Zimmer.

Dagegen zeigte sich Raoul de Melandre überall.

Die schwarz-weiß-rote Fahne wehte auf dem Turm des Schlosses Vorriand.

Und ebenso bereitwillig, wie Raoul de Melandre die Franzosen empfangen hatte, so tat er es auch bei diesen neuen Gästen.

Der Stab hatte sich einquartiert, der die Kämpfe, die aber bereits jenseits der Grenze stattfanden, zu leiten hatte; zu diesem Zweck war der größte Saal des alten Schlosses eingeräumt worden, in dem nun die verschiedenen Generalstabstärken lagen, auf denen auch die geringste Truppenverchiebung eingezeichnet werden konnte. Hier arbeiteten die Offiziere, während unablässig Boten kamen, Adjutanten ansprengten, Radfahrer mit Meldungen eintrafen, Autos vorfuhren, und dabei von den verschiedenen Stellungen aus telephonische Meldungen einliefen.

Um Vorriand waren viele Truppen angesammelt, zu denen immer noch erneut Reserven kamen.

Und Raoul de Melandre gab Heu- und Strohlager; aber er übernahm auch die vollständige Verpflegung des im Schlosse liegenden Stabes, wobei er bei den regelmäßigen Mahlzeiten stets selbst anwesend war; dabei hatte er vom ersten Tage an auch seinen Weinteller zur Verfügung gestellt, hatte dies auch Martha Rothenau gegenüber getan, die aber nur für die Kranken in den nächsten Lazaretten sorgte und nur für diese so manche Flasche guten alten Rotweins aus dem Keller holte.

Da hatte Martha Rothenau im Stillen Raoul de Melandre bereits Abbitte geleistet.

Klug war derselbe immer gewesen! Er hatte nie eine bestimmte Ansicht ausgesprochen, da sein Vater ja immer noch französisch fühlte, und da er an der Grenze lebte und mit beiden Seiten in Berührung stand; er hatte jede andere Meinung laut werden lassen, ohne sich selbst festzulegen. Klug hatte er den Franzosen gegenüber gehandelt, die wohl sonst das Schloß Vorriand zerstört haben würden. Man hatte genug gehört, wie diese Soldaten in Saarburg und Dünzle gehaust hatten. Aber wie er sich nun zeigte, das mußte bei Martha Rothenau die Überzeugung werden, daß Raoul de Melandre doch deutsch fühlte.

Der Hauptmann Manfred von Hassen, der selbst dem Stabe zugeteilt war, erschien wiederholt auf Vorriand, wenn er von seinen verschiedenen Adjutantenritten zurückkam.

Sollte sich Helene de Melandre um seinetwillen in ihren Zimmern eingeschlossen halten, um ihm nicht zu begegnen?

Martha Rothenau hatte auch noch beobachtet können, daß Raoul de Melandre mit den verschiedenen Offizieren, die im Schlosse einquartiert waren, plauderte und in entgegenkommender Weise verkehrte. Begegneten sich aber Raoul de Melandre und Manfred von Hassen, dann hatten beide für einander nur einen kurzen, schroffen, fast abweisenden Gruß.

Warum?

Hatte Helene de Melandre diesen Reiteroffizier einmal geliebt? Aber warum war sie dann die Gattin von Raoul de Melandre geworden? Warum schien zwischen diesem und Raoul de Melandre ein stummer Haß zu bestehen?

Der Schatten!

Martha Rothenau ahnte ein vielleicht tragisches Geschick, eine Geschichte, die wohl nur zwischen den dreien sich abgespielt haben mußte, oder deren wirklichen Verlauf eines oder das andere von den dreien selbst nur ahnte. Sie begann zu begreifen, daß auch das Leben Konflikte zu gestalten wußte, Geschichten, die ebenso tief fesseln können, als wären sie von einem Dichterersonnen worden.

Ob sie ja diese Geschichte hören würde?

Und Martha Rothenau dachte an tiefe Leidenschaften, die die Herzen aufwühlten, die dann an Zufällen zerbrechen müssen, an Enttäuschungen, an Schuld!

Liebte Helene de Melandre den Gatten? Wenn sie an jenes damals in der Bibliothek erlauchte Gespräch dachte, dann mußte sie unbedingt daran glauben. Was hatte Helene de Melandre damals von ihm fordern wollen, was er ihr verweigert hatte?

So grübelte Martha fortwährend, ohne für irgend eine Vermutung einen festen Anhaltspunkt zu haben. Ihre Hauptfrage war, daß die Freundin nicht glücklich sein könnte in ihrer Ehe mit Raoul de Melandre trotz aller scheinbaren äußeren Harmonie. Darum suchte sie immer nach Ursachen, ohne die Wahrheit ergründen zu können, ja väter sollte sie sehen, daß sie sich in allen

ihren Vermutungen und Annahmen gestützt hatte. Ihre einzige Frage war nur die:

Wie mochte das enden? Wann wird dieses Gespenst weichen?

Das andere Gespenst? Fast hätte es Martha Rothenau vergessen, sollte aber doch noch daran erinnert werden. Sie war eben wieder von einem Gange nach dem Lazarett zurückgekommen, als im unteren Korridor die alte Köchin stand, die Martha Rothenau geheimnisvoll zuwinkte.

Was wollte sie?

Martha Rothenau gehorchte dem Zeichen und fragte.

„Gnädiges Fräulein, der Marquis im Mantel ist wiederum da.“

„Was?“

„Sie haben mich damals schon gefragt. Sie wissen es doch noch?“

„Allerdings. Aber wann wollen Sie denn die Erscheinung wiedergesehen haben?“

„In dieser vergangenen Nacht.“

„Irrten Sie sich denn nicht?“

„Ganz gewiß nicht; er hatte wieder den Mantel und den Schlapphut; sein bartloses Gesicht war so fahl wie immer. Und auch sein weißes Haar sah ich in der Dunkelheit leuchten. Die Gestalt war so nahe an mir vorbeigegangen, daß ich sie hätte greifen können.“

„Erzählen Sie doch genau! Wann war es? Wo ist die Erscheinung aufgetaucht?“

„Ja, ich wollte heimlich nach dem — nach dem Stall; weil — weil —“

Die Köchin stockte etwas, wurde verlegen, erzählte dann aber weiter:

„Unter den Soldaten ist einer aus meiner Heimat. Und mit dem wollte ich gerne plaudern, deshalb! Sie dürfen da nicht schlecht von mir denken, gnädiges Fräulein!“

„Gewiß nicht! Erzählen Sie mir!“

„Und als ich im unteren Korridor war, da hörte ich gerade an der Ecke, die zu den großen Sälen führt, ein ganz leises Schleifen von Schritten; ich war erschrocken und drückte mich in eine Ecke. Da sah ich dann an meinem Versteck den Marquis im Mantel vorbeigehen, so nahe, daß ich vor Erschrecken wie gelähmt war. Und er ging leise, als könnte sein Fuß den Boden gar nicht berühren die Treppe zum Korridor im ersten Stock empor. Dort ist er gewiß wieder in sein Bild zurückgestiegen.“

„Und Sie haben sich nicht geirrt, haben das nicht nur geträumt?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Was taten Sie dann?“

„Dann bin ich wieder in mein Zimmer zurückgelaufen und habe mich dort eingeschlossen.“

„Gut! Erzählen Sie vorerst keinem Menschen etwas davon. Auch nicht dem Soldaten aus Ihrer Heimat.“

„Nein!“

„Dann — dann werde ich einmal darüber nachdenken.“

X.

Der Marquis im Mantel!

So war er wiederum erschienen! Und die Köchin hatte von jener Begegnung eine Darstellung gegeben, die an keinen Irrtum glauben ließ.

Martha Rothenau hatte sofort die Stelle aufgesucht, die dabei angegeben worden war.

Es war der Teil des unteren Korridors, in dem auch die Räume waren, die dem Generalstabe zur Verfügung standen. Von der oberen Treppe war die Köchin gekommen. Martha Rothenau fand auch die Nische, in der sie sich vor dem vorbeikommenden Gespenste versteckt hatte. Dort hatte die Erscheinung wirklich in greifbarer Nähe vorbeigekommen müssen.

Oben aber im nächsten Korridor war das Bild des Marquis mit dem Mantel.

Zweimal hatte die Köchin die Gestalt gesehen; in diesem letzten Falle war die Erscheinung so nahe vorbeigekommen, daß es kein Traum und keine Täuschung gewesen sein konnte.

Was dann?

Hatte auch sie nicht geträumt, als sie das Bild des Marquis außerhalb des Rahmens gesehen hatte, als dieser nur mit dem dunklen Hintergrund ausgefüllt gewesen war? Aber das war doch undenkbar, daß ein lebloses Bild Leben gewinnen konnte! In eine solche Möglichkeit durfte sie nicht denken.

Wie aber war denn das Geheimnis dieser Erscheinung zu lösen? Wie?

Martha Rothenau stand wiederum wie schon so oftmals vor dem Bilde.



Zum Siege auf Gallipoli.

General Viman von Sanders der Oberbefehlshaber der türkischen Armee.

Martha Rothenau begab sich in ihr Zimmer. Dort setzte sie sich auf einen Stuhl und schaute durch das Korridorfenster hinaus zu dem geheimnisvollen Bilde des Marquis mit dem Mantel.

Das fahle Gesicht zeigte immer noch den gleichen Ausdruck.

Aber Martha Rothenau konnte sich ganz bestimmt entsinnen, daß dieses bartlose Gesicht mit dem weißen Haar dicht am Fenster gewesen und dann nach der dunklen Füllung des Rahmes zurückgewichen war, bis es wieder in der gleichen Stelle im Bilde war. Und bei dem zweiten Abenteuer war die Gestalt von rechts her gekommen und zu dem Bilde emporgestiegen.

Nein! Das war nicht zu erklären; sie selbst mochte geträumt haben und die Gestalt, die von der Köchin als der Marquis im Mantel bezeichnet worden war, hatte offenbar mit dem Bilde selbst gar nichts gemeinsam.



Der französische Flieger Garros.

Einer der tüchtigsten französischen Aviatiker, Garros, geriet in deutsche Gefangenschaft.

Zum Schlosse Porriand war eben jeweils ein geheimnisvoller, nächtlicher Spaziergänger gewesen; da dessen äußerliche Gestalt eine Ähnlichkeit mit jenem Bilde haben mußte, so waren bei Martha Rothenau Sehen und Träumen eins geworden; sie hatte die wirkliche Gestalt, die auch die Köchin beobachtet hatte, gesehen und in halbwachem Zustande dann ein Traumerlebnis fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Die Gefangennahme des französischen Fliegers Garros.
Am 18. April ist der bekannte französische Flieger Leutnant Garros südlich von Ingelmünster durch das Gewehrfeuer einer Bahnschutzwache zur Landung gezwungen und gefangengenommen worden. Dem Bericht des Führers der Wache, Feldwebelleutnant Schlenstedt von der ersten Kompanie des Landsturm-Infanteriebataillons Wurzen entnimmt die Kriegszeitung der vierten Armee (Nr. 38) folgende Einzelheiten:

Gegen 7 Uhr abends erschienen zwei feindliche Flieger in großer Höhe über dem Gelände zwischen St. Katharine und Lendelede. Der eine wurde von einer Ballonabwehrkanone beschossen und verschwand in der Richtung auf Menin. Der andere flog in nordöstlicher Linie über Lendelede hin. In diesem Augenblick näherte sich auf der Bahnlinie Ingelmünster-Kortrijk von Norden her ein Eisenbahnzug. Kaum hatte der Flieger diesen gesichtet, als er plötzlich in einem steilen Gleitflug von fast 60 Grad aus über 2000 Meter Höhe bis auf etwa 40 Meter herunterging. Er beschrieb über dem Eisenbahnzug eine ganz kurze Schleife mit fast senkrecht stehenden Flügeln und warf eine Bombe, die

Der Führer der Landsturmtruppe nahm sofort mit einem Teil seiner Leute die Verfolgung auf. Der Flieger steckte gleich nach der Landung sein Flugzeug in Brand und flüchtete nach dem Gehöft eines Bauern in Hülse. Feldwebelleutnant Schlenstedt kam auf seinem Fahrrad als erster auf der Landungsstelle an. Nach und nach trafen außer den Landsturmlenten und einem Wachtmeister von einer Fahrparkkolonne noch einige Angehörige der Kavallerie-Abteilungen in Hülse ein und halfen den Flieger suchen. Die Einwohner antworteten auf Befragen, es sei bestimmt nur ein Infasse in dem Flugzeug gewesen. Man entdeckte den Flieger hinter einer dichten Dornhecke versteckt. Er versuchte, sich noch einmal zu verbergen, indem er sich in einen Wassergraben an der Heide duckte, wurde jedoch von den beiden Landsturmlenten Broemme und Arnold 1 aus dem Graben herausgezogen. Nach seinem Begleiter gefragt, versicherte er auf Ehrenwort, er sei allein im Flugzeug gewesen und habe auf dem hinteren Sitz zwei Bomben mitgeführt; sein Motor habe nur 80 Pferdekraft; bei einiger Kenntnis der Flugzeuge könne man berechnen, daß sein Apparat — ein Moran-Eindecker — keine zweite Person hätte tragen können. Trotzdem wurde von den anwesenden Soldaten noch weiter nach einem zweiten Infassen gefahndet, während der Feldwebelleutnant mit seinen Leuten den Gefangenen abführte. Zunächst brachte man ihn nach der Ortskommandantur Lendelede, wo er vernommen und sein Name festgestellt wurde. Er gab dort an, sein Motor sei in 700 Meter von einem Gehöft getroffen und stehen geblieben; dadurch sei er zur Landung gezwungen worden.

Frühlingsaat 1915.

Von Leutnant Jansen, Führer einer Fliegerabwehrbatterie vor Verdun.

Der Frühling zog ins Weichland ein:
Mit Palmengrün und Schneeglöcklein,
Mit Verchentriller und Rubeschlag.
Hell blaute der froh erwachende Tag.
Sieghaft er über die Scholle schritt:
Wohin sein Sonnenbild liebend glitt,
Wohin beflügelt sein Fuß nur trat:
Da fand er so felt'ne, felt'ne Saat.

Ein Hügel am andern, sonder Zahl,
Drauf stand aus knorr'gen Ästen ein Mas,
Drum hing ein verdorrtes Winterreis,
Da schlief manch Herz, so jung und so heiß.
Ein Vöglein singt süß ein Heimattied,
Behmütig klagt es durch Feld und Ried,
Am Wiesenrain, am waldigen Fied:
Hier ruht so felt'ne, so felt'ne Saat.

Da hat der Lenz sich trauernd gewandt,
Ob der edlen Saat im welschen Land.
Schwerenütig klagend, von fern rauscht's her:
„Nun hab' ich nicht Sohn, nicht Vater mehr!“
Vergilbte Worte, von Tränen betaut,
In welken Kränzen ... schrieb Weib und Braut.
Sie legte aufs Grab ein Kamerad,
Hier ruht so felt'ne, so felt'ne Saat.

Doch dann hat der Lenz, hoch aufgeredt
Die roß'gen Hände segnend gestreckt:
„Was hier gesät ward, in langen Reih'n
Das will ich der Ernte Gottes weih'n.
Du edles Saattorn, schollenumhüllt,
Gedeihe, mit edelster Kraft erfüllt;
Dein sei der Sieg, wie dein war die Tat,
Nie sah ich so edle, so köstliche Saat.

Und weiter schritt er durch blühenden Grund,
Kings Leben hauchend mit rosigem Mund,
Wie der pflügende Bauer sinnt und plant,
So hat er die kommende Ernte geahnt.
Auf lichter Halde, im lieblichen Tal
Schirmt sie des Schwertes bligender Stahl,
Flammend in mächtiger Helbenhand.
„Gott schütze das deutsche Vaterland!“

Sprüche.

Man sage nicht, das Schwerste sei die Tat;
Da hilft der Mut, der Augenblick, die Re-
gung;
Das Schwerste dieser Welt ist der Entschluß!
Grillparzer.

Gut hat auf die Dauer nur die kraft-
volle Intelligenz. Moltke.

Kriegsbrot und Pumpernickel. Unser vielbesprochenes Kriegsbrot, das bekanntlich unter Zusatz von Kartoffelflocken hergestellt wird, ist von einer vorzüglichen Schmachthaftigkeit. Und wer kann wissen, ob es nicht nach dem Kriege in seiner jetzigen Beschaffenheit oder etwas anderer Zusammensetzung als Spezialität weiter hergestellt wird. Auch das unter dem Namen Pumpernickel weit und breit bekannte Schwarzbrot ist zuerst in einer mit großen Ernährungsschwierigkeiten verknüpften Zeit entstanden. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts, während einer Hungersnot ließ der Rat der Stadt Osnabrück für die Armen eine Brotart aus grob geschroteter Hirse (*panicum*) backen. Ein Brot, das zwar schwer verdaulich gewesen sein, sonst aber recht sättigend gewirkt haben soll. Um eine möglichst große Ausnutzung des Brotgetreides herbeizuführen, wurde dann auch in derselben Weise ein Brot aus grob geschrotetem Roggen hergestellt, das jedoch erheblich besser und feiner war als das „*Paniculum*“; dieses Brot erhielt so die Bezeichnung „*bonum paniculum*“. Hieraus entstand dann mit der Zeit die noch heute gebräuchliche Benennung „Pumpernickel“. Dieser Brotname, dessen Ursprung in Vergessenheit geriet, führte später zu verschiedenen sagenhaften Deutungen: So die eine, wonach der Bäcker, der dies *bonum paniculum* zuerst gebacken, Nikolaus Pumper geheiß haben soll; und eine andere, wonach ein durchreisender Franzose, dessen Pferd Nidel hieß, dieses grobe Brot als „*bon pour Nid-eil*“ bezeichnet habe. Der Turm in Osnabrück, in dem das *Paniculum* für die Armen hergestellt wurde, heißt heute noch Pernickelturm. Er ist noch gut erhalten und in bewohnbarem Zustande. Dieser nun ein halbes tausend Jahre alte stumme Zeuge aus altersgrauer Vorzeit verdient gerade jetzt die Beachtung jedes Altertumsfreundes. Er steht östlich vom Haseturm am Ende des Herrenreichswalles und bietet mit seinem zum Teil eisenumrankten grauen Gemäuer, zum Teil zwischen blühenden Bäumen versteckt, am ewig rauschenden Hasenwehr einen bezaubernden Anblick dar.

Kriegssehen. Nach einer Zusammenstellung in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ ergibt sich, daß in 19 deutschen Städten mit mehr als 200 000 Einwohnern im Monat August die weitaus größte Zahl der Ehen Kriegssehen gewesen sind; beispielsweise in Berlin 80,39 Proz., in Charlottenburg 81,83 Proz., in Magdeburg 85,66 Proz., in Hannover 86,89 Proz., und in Nürnberg sogar, als kriegsgeheuligster Stadt, 87,35 Proz. In den Monaten September und Oktober ist der Prozentfuß der Kriegssehen meistens stark herabgesunken

so in Berlin auf 22 und 18 Proz., in Kiel (im August 79 Proz.) hielt er sich allerdings auf 68 und 71 Proz.

Feldgraue Trommeln. Auf Anordnung des Kaisers sind jetzt sämtliche Trommelreifen für den Gebrauch im Felde grau gestrichen worden, um zu verhindern, daß das Messingmetall weithin leuchtet. Die Trommelfessel haben einen Überzug aus Helmüberzugstoff erhalten, damit sie sich ebenfalls dem Gelände anpassen und nicht die Anwesenheit des Trommelträgers verraten.

Bierproduktion und Bierverbrauch in München. 1906 bis 1910 waren in München 23 Brauereien vorhanden. Die Biererzeugung berechnet sich auf 3 187 309 Hektoliter, die Einfuhr betrug 23 379, die Ausfuhr 1 664 481 Hektoliter, der Verbrauch

der Türken und auch ihrer Mäßigkeit im Essen zuzuschreiben, daß trotz mangelhafter Bewaffnung, Ausbildung und Verpflegung sie so lange Zeit der russischen Übermacht Widerstand leisten konnten. Auch richteten nach dem Waffenstillstand von San Stefano Typhus und Dysenterie unter den siegreichen Russen größere Verheerungen an als die durch Waffen beigebrachten Verletzungen und die Erfrierungen, während die Türken durch ansteckende Krankheiten kaum zu leiden hatten.

Der Lustulan. (Pariser Meldung.) Die Deutschen beunruhigen mit ihren entseßlichen Ulanen jetzt auch die Luft. Die Lustulanen reiten auf fliegenden Pferden durch den Luftraum und werfen überall Lanzen herunter. Die Deutschen nennen einen solchen Lustulanen Zeppelin.

Die Adresse. Klein-Hilde betet jeden Abend eifrig für die Soldaten im Felde. Einmal fragt sie die Mutter: „Betet alle Kinder so wie ich?“ — „Ja, natürlich, Kind,“ sagt die Mutter. Nachdem sie ihr Gebet fertig gesprochen hat, winkt sie mit der Hand nach oben und ruft: „Lieber Gott, mein Gebet kommt aus der Potsdamer Straße 168!“

Im Kasernenhof. Unteroffizier (zu einem Kriegsfreiwilligen, dessen turnerische Leistungen nicht befriedigen): „Was sind Sie im Zivilleben?“ — Rekrut: „Regierungsassessor.“ — Unteroffizier: „Regierungsassessor? Da soll mir doch die ganze Regierung leid tun, wenn Sie noch nicht 'mal einen Schlusssprung auf der Stelle machen können!“

Verweichtlicht. Gattin: „Hast du in der Zeitung gelesen, wie die Soldaten tagelang in den mit Wasser gefüllten Schützengräben liegen müssen?“ Hausbesitzer (zornig): „Ja, und so'n Lumpengeindel wie die Meiers im Hinterhaus belagert sich schon darüber, daß das eine Zimmer ein bißchen feucht ist!“

Kennzeichen. Gast: „Na, Kathert, was gibt's denn neues vom Kriege?“ Kellnerin: „I hab' heut' noch gar nix lesen können... aber's müssen seine Nachrichten in der Zeitung sein: Der Herr Apotheker, der hat schon beim Lesen der ersten Seite die zweite Maß.“



Herzlicher Abschied vom Quartier.

Feldgraue Einquartierung nimmt von ihren französischen Wirtskenten Abschied.

1 546 207 Hektoliter oder bei 566 000 Einwohnern 274 Liter pro Jahr und Kopf der Bevölkerung. Das neue Malzausschlaggesetz brachte eine Änderung der Berechnungsweise. Bei einem Malzverbrauch von 3 487 728 Hektolitern, einer Bier-einfuhr von 27 152 und einer Ausfuhr von 1 687 219 Hekt. errechnet sich ein Verbrauch von 1 827 661 Hektol. oder bei 590 000 Einwohnern 310 Liter pro Kopf und Jahr der Bevölkerung. Das letzte statistisch verarbeitete Jahr 1913 weist aus: Brauereien 22, Biererzeugung 3 637 515 Hektol. Einfuhr 21 156 Hektol., Ausfuhr 1 785 182 Hektol., Verbrauch 1 873 489 Hektol. oder bei 636 000 Einwohnern 295 Liter pro Kopf und Jahr.

Von der militärischen Tüchtigkeit der Türken hat der jetzige Krieg schon mancherlei Proben geliefert. Interessant ist angesichts dessen, was Universitätsprofessor Dr. Donath, Budapest, der den russisch-türkischen Krieg von 1877/78 als Militärarzt im türkischen Heere mitgemacht hat, aus seinen damaligen Erfahrungen mitteilt: „Zweifellos ist es zum großen Teil der Mächtigkeit

Rätsel.

Der Kopf spricht:
Ich nenn' dich mein, hebst du dich auch
Hobellengleich empor,
Gehst du auch deiner Nachbarschaft
Mit schlechtem Beispiel vor.

Die Trommel spricht:
Ich nenn' dich mein, denn auf mich hin
Lobst du in wildem Spiel,
Bekommt auch manche gute Haut
Durch dich der Schläge viel.

Das Meer spricht:
Ich nenn' dich mein, denn wer sich dir
Genahet in stolzer Ruh',
Den führst du mit gewalt'ger Kraft
Schnell meiner Tiefe zu.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Gemach.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
Z. Kellen, Bredene (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).